

Welche Gegenwart? Welche Literatur? Welche Wissenschaft? Zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Gegenwartsliteratur

Sandro Zanetti

I

Was ist gemeint, wenn von Gegenwartsliteratur die Rede ist? Ist es Literatur, die in der Gegenwart *gelesen* wird? Doch was sollte das bedeuten? Schließlich findet jeder Lektüreakt in einer Gegenwart statt, und in der heutigen Gegenwart werden auch Goethe und Schiller noch gelesen. Ist Gegenwartsliteratur also eher Literatur, die in der Gegenwart *geschrieben* wird? Doch welche Literatur wird nicht in der Gegenwart – nämlich in ihrer jeweiligen Gegenwart – geschrieben? Ist Gegenwartsliteratur also besser dadurch zu bestimmen, dass sie in *der* Gegenwart geschrieben wird, die zugleich *diejenige* des Lesers ist? Damit kommt man dem Sachverhalt schon näher. Doch zugleich stellt sich die Frage, wo dann die Grenzen dieser Gegenwart gezogen werden sollen: Schließlich findet der Akt der Lektüre immer *nach* demjenigen des Schreibens statt – mit einer mehr oder weniger großen Verspätung.

Lesen und Schreiben lassen sich nie in *einer* – ganz eng gefassten – Gegenwart zur Deckung bringen. Ist Gegenwartsliteratur deshalb eher aus einer Schreibhaltung heraus zu bestimmen, die auf das Erforschen der eigenen Gegenwart zielt? Dann gäbe es auch eine Gegenwartsliteratur der Vergangenheit. Woran aber wäre dann der Gegenwartsbezug zu erkennen? An den Themen? Am Stil? An der Übereinkunft mit der Erfahrungs- und Vorstellungswelt einer bestimmten, zeitgenössischen Leserschaft? Doch was wäre dann mit Autoren, die (wie etwa Nietzsche oder Nabokov dies getan haben) vorgeben, nur für künftige Leser zu schreiben? Oder was wäre mit Autoren, die historische Romane schreiben und eine Welt entwerfen, die möglicherweise für niemanden gegenwärtig erscheinen soll? Wären solche Autoren dann nicht in der Lage, Gegenwartsliteratur zu schreiben? Findet die Gegenwart der Gegenwartsliteratur im Schreiben oder im Lesen, im Geschriebenen oder im Gelesenen, im Entworfenen oder im schließlich Vorgestellten statt? Oder besteht sie aus einer möglichst dichten Überlagerung all dieser Aspekte?

Diese Fragen sollen nur andeuten, dass es einen vom Umfang oder gar vom wahrgenommenen Bestand her strengen Begriff von Gegenwartsliteratur aus prinzipiellen Gründen gar nicht geben kann. Das ist gut so, denn auf diese Weise motiviert das Stichwort ‚Gegenwartsliteratur‘ eine Auseinandersetzung, die sich

nicht mit dem begnügen kann, was es schon gibt. Ob Literatur als Gegenwartsliteratur wahrgenommen wird, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht im Zuständigkeitsbereich von Autoren, sondern von Lesern und/ oder ihren wirkungsmächtigen Agenten liegt – wobei der Wechsel vom einen ins andere Lager auch zum Teil einer Produktionsstrategie werden kann.

Gegenwartsliteratur, so gesehen, ist zunächst einmal ein Modus der Wahrnehmung, ein Suchbild mit allmählich sich konsolidierender Zuschreibungsfunktion, schließlich eine Etikette, und diese setzt in jedem Fall eine Abhängigkeit des Etikettierten von der sich in ihrer Gegenwärtigkeit als bestimmend begreifenden Rezeptionszeit voraus. Im besten Fall impliziert der Zuschreibungsprozess einen Analyseprozess, an dem sich eine Reflexion aufbauen kann, die zusammen mit der Beschreibung und Untersuchung der wahrgenommenen Sachverhalte auch zu einer Revision des eigenen methodischen Instrumentariums in der Lage ist. Das wäre zumindest der Anspruch, den die Literaturwissenschaft in der Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur an sich stellen könnte – und sollte.

II

Greift man heutzutage in germanistischen oder in sonstigen neuphilologischen Instituten in Kisten mit aussortierten Büchern, wird ein nicht unerheblicher Teil dieser Bücher aus Literatur oder Sekundärliteratur bestehen, die mit dem Anspruch aufgetreten ist, Gegenwartsliteratur zu sein oder zu analysieren. Der Griff in die Kiste fördert beispielsweise zutage – ein Beispiel aus eigener Erfahrung – den von Manfred Durzak herausgegebenen Band „Die deutsche Literatur der Gegenwart. Aspekte und Tendenzen“ von 1971. Die Aussortierung stimmt nachdenklich. Es handelt sich um einen Band, der aus heutiger Perspektive nicht nur durch seinen Retro-Chic in der äußeren Gestaltung besticht, sondern auch dadurch, dass er die Probleme und Fragen seiner Zeit tatsächlich auf den Punkt zu bringen versucht: Politisierung der Literatur? Ja oder nein? Pop oder Hermetik? Avantgarde oder Tradition? Geschichtlicher Gehalt oder Kultur der Innerlichkeit? Europäische Vision oder deutscher Sonderweg? Und so weiter. Die ins Spiel gebrachten Kriterien und Orientierungsmuster sind solche, die zu einem guten Teil auch die heutige Diskussion um Gegenwartsliteratur noch bestimmen. Das ist erhellend, auch wenn diese Kriterien und Orientierungsmuster aus gegenwärtiger Perspektive fast durchgehend etwas grobschlächtig anmuten. Zudem an Texten von Autoren demonstriert, die bereits heute zu einem Großteil in Vergessenheit geraten sind.

Das Beispiel mag deutlich machen, wie sehr die Beschäftigung mit Gegenwartsliteratur vom Gelingen oder Scheitern des Versuchs abhängig ist, die möglichen Perspektiven der Lektüre auf der einen Seite – der professionellen Lektü-

re – mit denjenigen Struktur- und Prozessmerkmalen in ein produktives Verhältnis zu setzen, die sich auf der anderen Seite – im mehr oder weniger kurz davor geschriebenen literarischen Text – abgezeichnet haben. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, dass die Zeitdauer bereits ein Kriterium für das Gelingen einer solchen Beschäftigung bildet. Viel eher kommt es darauf an zu fragen, wie man die beiden Aktionsfelder, auch wenn dies nur kurzfristig der Fall sein sollte, in ein produktives Verhältnis zueinander bringen kann.

III

Literaturwissenschaft übernimmt in der Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur dann eine erstrebenswerte Funktion, wenn sie offensiv an einem klärenden Produktivwerden ihres eigenen Verhältnisses zur Gegenwartsliteratur mitarbeitet. Dazu gehört, dass die Literaturwissenschaft anerkennt, dass die von ihr *als* – und zwar *als ihre* – Gegenwartsliteratur wahrgenommene und analysierte Literatur ihre Gegenwärtigkeit zunächst einmal allein daraus gewinnt, dass der Zeitpunkt der Lektüre mit demjenigen der literarischen Produktion in ein historisches Nahverhältnis tritt: ein Nahverhältnis, in dem sich auch qualitativ bestimmte Affinitäten ausbilden und formieren können.

Wenn es auch, wie eingangs angedeutet, unmöglich ist, den Begriffsumfang oder gar den Bestand der Gegenwartsliteratur ein für allemal festzulegen, so ist es doch heuristisch sinnvoll, den Begriff Gegenwartsliteratur von Anfang an und immer wieder neu aus der zeitlichen Nähe von Produktion und Rezeption heraus zu bestimmen, wobei diese Bestimmung – und somit auch das Finden eines Kriteriums für historische Nähe – selbst Teil des Rezeptionsprozesses ist. Das heißt: Es gibt heutzutage wenig Grund, die Literatur nach 1945 insgesamt immer noch als ‚Gegenwartsliteratur‘ zu bezeichnen, diese Bezeichnung hatte so lange ihren Sinn, wie das Verhältnis von Produktion und Rezeption seinerseits als ein produktiv werdendes Nahverhältnis vorausgesetzt werden konnte.¹

Erneut stellt sich aber hier die Frage, wie dieses Nahverhältnis überhaupt und wie es als produktiv werdendes bestimmt werden kann. Im Folgenden sollen zunächst zwei Extrempositionen (der Rezeption) skizziert werden, die beide als unproduktiv zu bezeichnen sind und denen schließlich eine dritte, weiterführende Position entgegensetzen bleibt.

Die eine unproduktive Position besteht darin, dass die Literaturwissenschaft ihre bereits an historischen Befunden erprobten Kategorien und Methoden schlicht übernimmt, um sie auf die literarischen Erzeugnisse der Gegenwart an-

¹ Damit ist nicht gesagt, dass nicht zumindest Teile dieser Literatur sich auch heute immer noch als ungemein aktuell herausstellen, sondern es ist damit nur gesagt, dass diese Aktualität nicht bereits vorausgesetzt werden kann und diese durch die Bezeichnung ‚Gegenwartsliteratur‘ bloß beschworen und noch nicht plausibel gemacht würde.

zuwenden. Das ist, wenigstens von der methodischen Stoßrichtung her, unproduktiv, weil eine solche schlichte Übernahme und Anwendung prinzipiell oder zumindest tendenziell nicht in der Lage ist, Verfahren und Phänomene überhaupt zu *erkennen*, die womöglich neuartig sind und sich ihrer Kategorialisierung nach bekannten Kriterien möglicherweise entziehen. Damit ist nicht gesagt, dass eine Analyse auf bewährte methodische Verfahren verzichten sollte, im Gegenteil, sie sollte nur mitbedenken, dass die Methodik ihrerseits historischen Prämissen folgt, die sich in der Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Artefakten möglicherweise als überholt oder schlicht als unzutreffend erweisen.

Die andere unproduktive Extremposition besteht darin, dass die Literaturwissenschaft eine Vertrautheit und Nähe zu den gelesenen Texten der Gegenwart voraussetzt oder aufbaut, ohne dass sie die Struktur oder die Funktion einer solchen Voraussetzung oder eines solchen Aufbaus überhaupt bedenkt, geschweige denn reflektiert. Was in der ersten Position unerkennbar bleibt, nämlich die Besonderheit – oder zumindest: die *mögliche* Besonderheit der gelesenen Texte der literarischen Gegenwart – bleibt in der zweiten Position ebenso unerkennbar, weil die Position als solche nicht geklärt wird, sondern mit derjenigen des Textes bloß als gleichförmig oder gar als identisch vorausgesetzt wird. Aus der einen wie aus der anderen Position resultiert also nichts, was einer Klärung des Sachverhalts ‚Gegenwartsliteratur‘ in irgendeiner Weise zugute kommen könnte.

Um diesen beiden Positionen eine dritte Position entgegensetzen zu können, die den Anspruch auf eine Alternative erheben kann, muss etwas weiter ausgeholt werden: ein paar historische Stationen sind zu durchlaufen, um dann die zu suchende dritte Position etwas schärfer fassen zu können.

IV

Es gibt in Hegels *Phänomenologie des Geistes* aus dem Jahr 1807 eine Passage, die man als Ur-Szene der Hegelschen Dialektik verstehen kann und die sich zudem als Fingerzeig auf die eben angedeuteten Probleme lesen lässt, von einer ‚Gegenwartsliteratur‘ zu sprechen. Diese Ur-Szene ist zugleich eine Schreib-Szene, d. h. zuerst eine Schreib-Szene, dann eine Lese-Szene. Was Hegel ausführt, hat den Charakter einer Versuchsanordnung. Hegel schreibt:

Auf die Frage: *was ist das Jetzt?* antworten wir [...] zum Beispiel: *das Jetzt ist die Nacht*. Um die Wahrheit dieser sinnlichen Gewißheit zu prüfen, ist ein einfacher Versuch hinreichend. Wir schreiben diese Wahrheit auf; eine Wahrheit kann durch Aufschreiben nicht verlieren; ebenso wenig dadurch, daß wir sie aufbewahren.²

² Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Hamburg: Meiner ⁶1952, S. 81.

So weit so gut. Doch man ahnt es schon, die Katastrophe folgt nur wenige Zeit später. Hegel fährt fort:

Sehen wir *jetzt, diesen Mittag*, die aufgeschriebene Wahrheit wieder an, so werden wir sagen müssen, daß sie schal geworden ist.

Das Jetzt, welches die Nacht ist, wird *aufbewahrt*, d.h. es wird behandelt als das, für was es ausgegeben wird, als ein *Seiendes*; es erweist sich aber vielmehr als ein Nichtseiendes. Das *Jetzt* selbst erhält sich wohl, aber als ein solches, das nicht Nacht ist [...]. Dieses sich erhaltende Jetzt ist daher nicht ein unmittelbares, sondern ein vermitteltes; denn es ist als ein bleibendes und sich erhaltendes *dadurch* bestimmt, daß anderes, nämlich der Tag und die Nacht, nicht ist.³

Das Jetzt erhält sich Hegel zufolge also nur dadurch, dass es permanent negiert, wofür es einmal stand. Das Jetzt rast fort und vernichtet, was es hinter sich lässt. Und was es bewahrt, kann es nur als Vermitteltes bewahren, was aber vermittelt ist (die Nacht oder der Tag durch das Jetzt, das immer fortschreitet), ist durch die Vermittlung nur als Vernichtetes zu bewahren. Es ist aufgehoben im mindestens doppelten Sinne: aufbewahrt und zerstört – und nur als Zerstörtes aufbewahrt. Das Jetzt wird dadurch selbst zu einem nichtenden und selbst nichtigen Jetzt.

Eine Konsequenz, die man aus dieser Stelle bei Hegel ziehen kann, wäre die zu sagen, dass es jeglichem Schreiben und somit auch demjenigen der Literatur prinzipiell unmöglich ist, das Jetzt – das heißt: eine durch ein jeweiliges Jetzt bestimmte Gegenwart – festzuhalten und aufzubewahren, ohne dass durch das Festhalten und Aufbewahren der Moment, der festgehalten werden soll, zugleich zerstört würde. Eine solche Sicht der Dinge bliebe aber ihrerseits befangen in einer Orientierung an dem, was im Schreiben zugleich vorausgesetzt *und* überwunden wird (die jeweils leitenden Interessen, Gesichtspunkte und Vorstellungen). Demgegenüber bleibt zu betonen, dass es der Literatur ja durchaus möglich ist, Ereignisse und Zustände zu *evozieren*, die keine Rückvergewisserung (oder Verunsicherung) in einer wie auch immer konzipierten Voraussetzung suchen, sondern die allein im Effekt einer gegenwärtigen Lektüre aufgehen sollen, und eine solche Lektüre kann aufgrund des einmal Geschriebenen immer wieder von Neuem stattfinden. Für diesen Effekt zählt dann nicht, ob er wahr oder falsch ist, sondern nur, ob er in der Lektüre stattfindet und somit gegenwärtig wird – oder ob er dies nicht tut. Im Falle der Hegelschen Versuchsanordnung genügt es, den Satz „Jetzt ist die Nacht“ oder „Jetzt ist der Tag“ einmal zu lesen – und dann die Augen zu schließen, um seinen gegenwärtigen Effekt ermessen zu können. Das ist wenig, aber immerhin, es ist ein Anfang.

Für eine Gegenwartsliteratur, die ihre Gegenwärtigkeit zum Programm erhebt (das muss nicht immer der Fall sein, aber es kommt vor), wäre dann zu fra-

³ Ebd.

gen, über welche Verfahren ein solcher Gegenwartseffekt zustande kommt – und ob dieser Effekt auch einen Nerv der Zeit trifft, der es Lesern ermöglicht, in diesem Effekt noch mehr zu sehen als das bloße Kalkül eines Textes.

Für solche Fragen hat Hegel sich kaum interessiert. Seine Versuchsanordnung zielte ja auch nicht darauf ab, Gegenwartseffekte von Literatur zu ermes- sen, sondern darauf, einen Begriff von Wahrheit zu finden. Ein solcher Begriff war Hegel zufolge nur zu finden, wenn der Begriff die am Beispiel der aufge- schriebenen Wahrheit beobachtete Struktur der Aufhebung von „sinnlichen Ge- wissheiten“ zu fassen vermag. Singuläre „sinnliche Gewissheiten“ werden He- gel zufolge nur dann wahrheitsfähig, wenn von ihnen abstrahiert werden kann. Findet jedoch eine solche Abstraktion im Medium des Begriffs statt, der auf Allgemeingültigkeit abzielt, dann kann das, was mit ihm begriffen werden soll, nur durch Negation seiner ehemals konkreten sinnlichen *Gehalte* aufbewahrt werden. Die Wahrheit des Jetzt besteht deshalb in der permanenten Negation dessen, woraus sie jeweils selbst hervorgegangen ist – hervorgegangen sein wird.

Die Bewegung der Wahrheit rast mit dem Jetzt fort. Was sie hinter sich lässt, sind Schutt und Trümmer: Reste dessen, was sich – begrifflich – nicht auf- heben lässt. Mit seinem Bild vom Engel der Geschichte versuchte Walter Ben- jamin zu zeigen, was passiert, wenn die Blickrichtung dieser rasenden Hegel- schen Bewegung, die eine Bewegung der Wahrheit und des Fortschritts sein sollte, einmal umgedreht wird, um eben jenen Schutt und jene Trümmer zu se- hen, die bei der Konzentration auf das bloß vermittelnde und selbst vermittelte geistige Jetzt in seiner stets vielversprechenden Zukunft ausgeblendet werden.⁴ Hegel vermied diese Umkehrung konsequent, auch wenn bei ihm die kritischen Momente der Loslösung vom Sinnlichen und Konkreten noch redlich vermerkt waren. Das änderte sich mit dem Siegeszug der sogenannten Geisteswissen- schaften ab dem Ende des 19. Jahrhunderts, gegen die Benjamin bereits oppo- nierte.

⁴ Vgl. Walter Benjamin, „Über den Begriff der Geschichte“ (1942), in: ders., *Gesammelte Schriften*, unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem herausgege- ben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972, Bd. 1.2, S. 691-704, bes. S. 697 f. – Für die im idealistischen Vermittlungsdenken ausgeblendeten Elemente sieht die Benjaminsche Konzeption der Geschichte die Möglich- keit einer schockhaften Wiederkehr vor. Diese Wiederkehr beruht auf einem anderen Mo- dell von Zeitlichkeit, das Benjamin im Begriff der „Jetztzeit“ zusammenfasst. Vgl. dazu näher Benjamins Aufzeichnungen zum *Passagen-Werk* (*Gesammelte Schriften*, Bd. V.1, bes. S. 578, S. 591, S. 608).

V

Die Geisteswissenschaften, die sich heutzutage als Kulturwissenschaften zu reformieren suchen, waren ganz darauf versessen, die Entwicklung des Geistes, viel stärker noch als Hegel, möglichst losgelöst von seinen kritischen Momenten der jeweiligen Gegenwart und möglichst als Teil eines historischen Kontinuums zu denken, wobei der Positivismus nichts anderes als das schlechte Gewissen dieser Loslösung darstellte.

Das ist erwähnenswert, weil damit von Seiten der Wissenschaft die wirkungsmächtigen Grundlagen für eine Geringschätzung jeweils gegenwärtiger literarischer und insgesamt kultureller Phänomene und Praktiken geschaffen wurden. Die von Hegel mitinitiierte Tradition der Geistesgeschichte wurde dahingehend fehlgedeutet, dass schlicht ausgeblendet wurde, dass Hegel selbst seine Geschichtsphilosophie und seinen daran hängenden Entwurf einer Philosophie- und Kulturgeschichte ganz dezidiert von seiner eigenen Gegenwart her, die er als Gipfel- und Angelpunkt seiner Überlegungen voraussetzte, konzipierte. Der wissenschaftlich traditionsbildend gewordene Historismus hingegen sah das Wesentliche und Entscheidende in der Geschichte als immer schon in der Vergangenheit situiert. Das gegenwärtige Nachdenken war gerade noch gut genug, um in zeitlich möglichst großer Distanz historische Zusammenhänge zu erkennen. Diese Sicht der Dinge hat auf die Literaturwissenschaft durchgeschlagen, mit ebenso nachhaltigem wie zweifelhaftem Erfolg.

Was Hegel noch als stets kritischer Moment des Umschlagens von gegenwärtiger Sinnlichkeit in dialektisch operierende Begrifflichkeit im Blick hatte, auch wenn er sich letztlich nur für den Fortschritt in der Bewegung des Begriffs interessierte, transformierte sich in der Tradition der – deutschen insbesondere, wie man anmerken muss – Geisteswissenschaften zu einer regelrechten Begeisterung über diesen Fortschritt, für die fortan nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart immer nur als Stufe auf dem Weg des Fortschritts in Betracht kommen konnte. Fielen Sachverhalte aus diesem Fortschrittmuster heraus, mussten sie als Teil einer Verfallsgeschichte interpretiert werden. Als die Gegenwart zunehmend *nicht* mehr als Gipfel- und Angelpunkt einer historischen Entwicklung in Frage kommen konnte, blieb daher nichts mehr übrig als eine melancholische Beschäftigung mit der Vergangenheit, die vielleicht noch Trost spenden konnte. Die im 19. Jahrhundert sich allmählich etablierende Literaturwissenschaft lässt sich aus dieser Perspektive als gigantisches Unternehmen einer solchen Trostspendung interpretieren.

Dabei hat die Literaturwissenschaft weitgehend vergessen, dass sie selbst als Effekt – oder zumindest *auch* als Effekt – eines Literaturkonzepts entstanden ist, das breitenwirksam erst seit dem 18. Jahrhundert den Anspruch auf Individualität und Gegenwärtigkeit erhob und dessen Repräsentanten – an Goethe und Schiller ließe sich das ohne weiteres demonstrieren – zunehmend darauf aus wa-

ren, auch die Kriterien der *Rezeption* mitzubestimmen, aus denen schließlich die Philologie als Wissenschaft entstand. Da die Literaturwissenschaft diese Kriterien zu konservieren versuchte, anstatt dass sie beispielsweise deren Funktionsweise in einem bestimmten historischen Kontext untersuchte, war sie nicht in der Lage, auf gegenwärtige literarische Phänomene überhaupt zu reagieren, geschweige denn in ein produktives Verhältnis zu diesen zu treten.

Die Literaten haben darauf weitgehend anders reagiert. Was für die Schriftsteller des Sturm und Drang als Befreiung erlebt wurde, nämlich die Emanzipation von den als drückend empfundenen Vorgaben der Regelpoetiken und die neu sich eröffnende Möglichkeit einer literarischen Individualisierung, in der auch die eigene Gegenwart einen eigenen Wert bilden konnte, wurde für die Schriftsteller der Nachfolgenerationen insofern zum Problem, als die nun als Anspruch, wenn nicht als Zwang empfundene Möglichkeit zur Individualisierung dort ihre Grenzen offenbarte, wo jemand schon tätig war. Das ganze Phänomen des Epigontums, das vor allem im 19. Jahrhundert als Problem wahrgenommen und breit diskutiert wurde, hat hierin seinen Ursprung. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Harold Bloom hat die Konsequenzen dieses Anspruchs auf Individualität, der stets auf übermächtige Vaterfiguren treffen wird, in seinem Buch *Einflussangst* auf den Punkt gebracht.

VI

Einflussangst kennzeichnet den Modus, in dem Schriftsteller sich von ihren Vorbildern und Vaterfiguren absetzen oder abzusetzen versuchen, um ihre eigene Position *als* eine eigene, als eine möglichst selbständige Position, zur Geltung zu bringen.⁵ Es geht darum, möglichst *nicht* unter dem Einfluss eines anderen zu stehen, dessen Arbeiten für die eigene, gegenwärtige Arbeit zum Problem werden könnten. Einflussangst ist deshalb ein gutes Stichwort, wenn es darum geht, den Anspruch auf Gegenwärtigkeit zu untersuchen, den Schriftsteller gegebenenfalls selbst an ihre Arbeit stellen. Das ist wohlgemerkt nicht immer der Fall, wo von ‚Gegenwartsliteratur‘ die Rede ist. Wenn Gegenwartsliteratur aber von sich aus und offensiv ihre Gegenwärtigkeit behauptet, dann wird sie es stets mit der Notwendigkeit einer Abgrenzung von ihren eigenen Vorläufern zu tun gehabt haben. Seit dem 18. Jahrhundert ist diese Notwendigkeit zur Abgrenzung verstärkt zu bemerken, weil der dieser Abgrenzung zugrunde liegende Anspruch auf Individualität erst im Zuge der Aufklärung – als es plötzlich darum gehen sollte, selbständig zu denken und zu schreiben – wirklich zur Blüte kam.

Aus literaturhistorischer Perspektive lassen sich gleichwohl Phasen unterscheiden, in denen der Anspruch auf individuelles literarisches Artikulations-

⁵ Vgl. Harold Bloom, *Einflußangst. Eine Theorie der Dichtung*, aus dem Amerikanischen von Angelika Schweikhart, Basel und Frankfurt am Main: Stroemfeld/Nexus 1995.

vermögen mit dem damit meist einhergehenden Anspruch auf Gegenwärtigkeit, die als Differenz zur jeweiligen Vergangenheit gesetzt wird, mehr oder weniger stark vertreten wird. Zu den Hochkonjunkturen einer solcherart als Gegenwartsliteratur *avant la lettre* sich verstehenden Literatur gehören die dynamisch-rebellischen Epochen der Literatur, die man als literarische ‚Jugendbewegungen‘ bezeichnen könnte: Sturm und Drang, Vormärz und Expressionismus. Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wird man auch die Literatur der 68er dazu zählen können.

Auch für Literaturwissenschaftler ist davon auszugehen, dass ihnen das Phänomen der Einflussangst, etwa im Verhältnis zu ihren akademischen Lehrern, nicht gänzlich fremd sein dürfte, obschon es berufsbedingte Regulierungen (auch) sprachlicher Art gibt, die das Phänomen abzumildern, wenn nicht bloß zu kaschieren bestimmt sind. Festgehalten werden kann allerdings, dass die Einflussangst der Literaturwissenschaftler sich in der Regel nicht mit derjenigen der Literaten deckt, höchstens hat es manchmal den Anschein, als ob Literaturwissenschaftler sich vor dem Einfluss der Literaten selbst fürchteten (meist zu unrecht, wie anzumerken bleibt, es wird am Schluss noch einmal auf diesen Punkt zurückzukommen sein). Jedenfalls dürften die unterschiedlichen Arten von Einflussangst auch mit dafür verantwortlich sein, dass die Aufmerksamkeiten von Literaturwissenschaftlern und Schriftstellern oft so unterschiedlich gelagert sind.

Wichtig ist an dieser Stelle die Beobachtung, dass Schriftsteller ihr eigenes Arbeiten oft durchaus als Problem wahrnehmen, *weil* sie sich in ihrer Arbeit mit einer als übermächtig empfundenen Vergangenheit konfrontiert sehen, die gegebenenfalls von Seiten der Literaturkritik oder der Literaturwissenschaft noch mächtigere Züge erhält. Dazu Rolf Dieter Brinkmann:

Die ungeheure Anstrengung eines Schriftstellers, gegen die Überlieferung anzugehen und hier in der Gegenwart anwesend zu sein.⁶

Und weiter:

Mich macht nachdenklich, wie streng es verboten ist, über die Gegenwart nachzudenken, überall, ich hab das immer wieder erfahren. [...] Mich widern die Kulturkritiker an, die Literaturkritiker, mich widern diese ganzen Kritiker an, diese Arschlöcher zweiten Ranges. Ich bin so oft auf das Wort ‚Besprechung‘ gestoßen. ‚Machen Sie eine Besprechung!‘ Besprechen. Als ob man irgendeine Krankheit bespricht. Man bespricht – irgendwas. Besprechen. Warum könnt Ihr denn alle nicht mehr richtig genau sehen? Mit all Eurem ganzen Körper. Warum könnt Ihr denn das nicht mehr? [...] Eine Einzelheit. Ich ging an einem kleinen Bach vorbei, und in diesen kleinen Bach hat eine Betonröhre gemündet, und aus dieser Betonröhre floss Blut. [...] Die wilde Gelbheit der Sumpfdotterblumen. Die abgewrackte Schaubude der Gegenwart. Eine miese Schaubude, wo immer nur Boxkämpfe und Kämpfe aufge-

⁶ Rolf Dieter Brinkmann, *Wörter Sex Schnitt. Originaltonaufnahmen 1973*, unter Mitarbeit von Maleen Brinkmann herausgegeben von Herbert Kapfer und Katarina Agathos, Erding: intermedium 2005, CD 1 (Auszug aus: „Mehr bereit die Gegenwart“).

führt werden. Oh, die Kämpfe sind sehr subtil, das weiß ich auch. Die Sinne werden furchtbar gemartert, die werden überall durcheinandergebracht, das finde ich gar nicht gut. [...] Ich finde das nicht gut.⁷

Brinkmann assoziiert die „ungeheure Anstrengung eines Schriftstellers, gegen die Überlieferung anzugehen und hier in der Gegenwart anwesend zu sein“ mit einer Aufmerksamkeit für gegenwärtige Einzelheiten, die er sammelt, notiert oder mit dem Tonband aufzeichnet. Es geht ihm also genau um jene sinnlichen Eindrücke und Gewissheiten, von denen auch Hegel spricht, wobei Hegel demonstriert, was mit diesen sinnlichen Eindrücken und Gewissheiten passiert, wenn sie in die philosophische Sprache des *Begriffs* übersetzt und, wie man sagen könnte, auf diese Weise kaputt gemacht werden.

Dass Sprache sich auch dazu eignet, Dinge kaputt zu reden oder kaputt zu schreiben, ist eine Einsicht, die Brinkmann nicht fremd gewesen sein dürfte. Nur wandte er seinen Blick eben auf dieses Kaputte hin – und nicht von ihm weg: Die „abgewrackte Schaubude der Gegenwart“ – das ist die Sprachbühne, auf der Brinkmann die Gegenwart wahrnimmt, um sie ungeordnet der Überlieferung entgegenzustellen. Diese Geste wird bei Brinkmann zum Programm. Eine Erklärung für sie liefert er nicht, er macht nur deutlich, dass die Kritiker und die Vertreter des gesamten Besprechungswesens diese Geste nicht – oder noch nicht – zu beschreiben oder gar zu begreifen in der Lage sind. Diese Abgrenzung, die für Schriftsteller nicht singulär ist, sichert ihm seinerseits einen Vorsprung im Verfahren, und vielleicht ist es kein Zufall, dass dieser Vorsprung ihm tatsächlich auch eine *anhaltende* Gegenwärtigkeit sicherte, eine, die weit über seinen Tod hinaus ihre Wirkung entfaltete und weiterhin entfaltet. Die Tonbandaufnahmen von 1973 wurden bekanntlich erst im Jahr 2005 veröffentlicht und bildeten eine kleine Sensation auf dem Buch- und Hörbuchmarkt.

VII

Eine andere Umgangsform mit der Last der Vergangenheit pflegt der russische Schriftsteller Vladimir Sorokin, der in einem Gespräch mit Durs Grünbein von 1998 auf dessen Frage, wer ihm wichtiger sei beim Schreiben, „die Lebenden oder die Toten?“, wie folgt antwortete:

Wenn ich mich an den Schreibtisch setze, stehen die russischen Schriftsteller aus ihren Gräbern auf und stellen sich mit grimmiger Miene hinter mich. Und je länger ich schreibe, desto grimmiger und düsterer werden sie. Im Rücken spüre ich ihre vollständige Missbilligung. Ich höre, wie schwer Leo Tolstoj stöhnt, Dostojewskij Gebete murmelt, Lermontow böse mit den Zähnen knirscht, Tschechow leise weint und Puschkin murmelt: ‚Welch ein Schuft, ach, Welch ein Schuft!‘ Wenn ich den Stift niederlege, verschwinden die Klassiker, und lebende Menschen treten herein, meine

⁷ Ebd. (Auszug aus: „Mich macht nachdenklich“).

Zeitgenossen. Sie lesen das von mir Niedergeschriebene und reagieren wie die Klassiker: Sie seufzen schwer, knirschen mit den Zähnen, murmeln: ‚Dieser Schuft!‘ Daraus folgt, dass für den Schriftsteller, den Marginalen, die Toten ebenso wichtig sind wie die Lebenden.⁸

Von Einflussangst kann hier nicht mehr wirklich die Rede sein, denn der Witz an Sorokins Äußerungen besteht gerade darin, dass er diese Angst ironisiert und den literarischen Vaterfiguren auf diese Weise einen Stoß versetzt. Die Gegenwart ist hier das Fest, das gefeiert wird, um auf den Köpfen der Väter zu tanzen.

Sorokin nutzt, auch in seinen Romanen, die Vergangenheit, um sich von ihr abzusetzen – und um sich von ihr zu befreien. Ging Hegel noch davon aus, dass ein beschriebener Sachverhalt bereits im Moment des Schreibens zu einem anderen, nämlich zu einem doppelbödig ‚aufgehobenen‘ wird, so zeigt Sorokin, wie sehr es in der Gegenwart möglich ist, die im Archiv vergangener Schreibweisen aufgehobenen Gespenster auf ganz neuartige Weise zu reaktivieren. Damit wird Sorokins Schreiben in fast schon prototypischer Weise zu einem postmodernen Schreiben. Die Vergangenheit wird darin zum Archiv, aus dem sich die Gegenwart immer wieder neu erfinden kann. Der Bezug zur Vergangenheit wird also keineswegs gelöst, er wird nur freier interpretiert.

‚Heitere Desillusionierung‘ wäre ein Titel, mit dem man hier ankommen könnte. ‚Nach den Utopien‘ hat Helmut Böttiger seine ‚Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur‘ von 2004 überschrieben. Die Schreibweisen der inzwischen bereits als klassisch zu bezeichnenden Postmoderne treffen sich in dieser – wenn auch vielleicht nur in dieser – Hinsicht gleichermaßen mit der Literatur der ‚Lifestyle-Generation‘ oder auch jener der ‚neuen Innerlichkeit‘, wenn man sie so nennen möchte, in denen Vergangenheit jeweils kaum oder gar keine Rolle mehr zu spielen scheint.

Je mehr dies der Fall ist, desto schwieriger ist es für eine Literaturwissenschaft, die darauf aufbaut, dass sich ihre Analysekriterien an historisch verfestigten Artikulationsformen zu bewähren haben, sich auf eine neue Situation einzustellen, sich womöglich sogar auf eine Infragestellung ihrer eigenen Kriterien von Seiten der Literatur her einzulassen. Diese Möglichkeit einer Infragestellung

⁸ Zitiert nach Durs Grünbein und Vladimir Sorokin, ‚Deutschland und Rußland – eine Liebe ohne Orgasmus‘. Das kruppstahlharte teutonische Glied verliert sich in der russischen Welt. Dreizehn Fragen an Vladimir Sorokin von Durs Grünbein“, in: *Die Zeit* 09/1998 (Zeit-Magazin, ohne Seitenangabe). In Sorokins Ausführungen hallen die berühmten Worte aus dem Manifest der russischen Futuristen – „Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack“ – von 1912 nach, allerdings in einer Umdrehung, so als ob die vom „Dampfer der Gegenwart“ geworfenen Dichter wieder zu sprechen begännen: „Das Vergangene ist eng. Die Akademie und Puškin sind unverständlicher als Hieroglyphen. Puškin, Dostojevskij, Tolstoj usw. usw. sind vom Dampfer der Gegenwart zu werfen.“ David Burljuk, Aleksandr Kručennyh, Vladimir Majakovskij, Velimir Chlebnikov, „Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack“, in: Velimir Chlebnikov, *Werke*, herausgegeben von Peter Urban, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985, Band 2 (*Prosa Schriften Briefe*), S. 107.

von Seiten der Literatur her ist zwar bereits für historische Zeugnisse der Literatur einzuräumen. Sie gewinnt aber in der Gegenwartsliteratur – in *jeder* Gegenwartsliteratur – eine immer wieder neue Brisanz dadurch, dass mit ihr *von Anfang an* gerechnet werden muss.

VIII

Damit ist nun der Punkt erreicht, an dem auf die zu Beginn in Aussicht gestellte Alternative zu den als ‚unproduktiv‘ gekennzeichneten Positionen im Hinblick auf das Verhältnis von Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft zurückzukommen ist. Als ‚unproduktiv‘ war eine wissenschaftliche Haltung zu kennzeichnen, die sich *entweder* in der bloßen Applikation von methodisch Bewährtem bemüht (und die somit nicht in der Lage ist, neuartige literarische Verfahren und Strukturen überhaupt zu erkennen, geschweige denn wertzuschätzen) *oder* die eine Vertrautheit und Nähe zu den gelesenen Texten der Gegenwart voraussetzt oder aufbaut, ohne dass sie die Struktur oder die Funktion einer solchen Voraussetzung oder eines solchen Aufbaus bedenkt und reflektiert. Wird im einen Fall die Chance verpasst, die Texte in ihrer möglichen Besonderheit (die als Möglichkeit zumindest eingeräumt werden sollte) wahrzunehmen, so tendiert die zweite Position dazu, strukturell narzisstisch zu sein, sofern sie die gelesenen Texte nur als Reflektoren der eigenen Befindlichkeit wahrzunehmen in der Lage ist – und somit deren als Möglichkeit zu unterstellende Besonderheit erneut verpasst. Das ist wohlgerne nicht etwa grundsätzlich verwerflich, nur kommt auch Befindlichkeit in aller Regel nicht ohne Abgrenzung aus, und die erfolgt dann meist reflexartig, und also nicht reflektiert, in der Sprache des Urteils, der Wertung und nicht der Analyse.

Die Frage lautet daher, noch einmal: Wie lässt sich das historische Nahverhältnis von Produktion und Rezeption ihrerseits als ein produktives, und zwar als ein analytisch produktives Verhältnis entwerfen? In der Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur ist die Paarung von Befindlichkeit und Wertung spätestens dann problematisch, wenn auf Analyse verzichtet wird, wenn es zwischen Befindlichkeit und Wertung zum Kurzschluss kommt. Um aber auch nicht in die andere Position zurückzufallen, die sich gegenüber Gegenwartsliteratur überhaupt blind verhält, bleibt ein Modell ins Spiel zu bringen, das der Literaturwissenschaftler Peter Szondi vor über vierzig Jahren unter dem Begriff der ‚philologischen Erkenntnis‘ in die Diskussion eingebracht hat.

Wirkliche Erkenntnis, so Szondi in seinem Traktat „Über philologische Erkenntnis“ von 1967, könne die Literaturwissenschaft von ihrem Gegenstand – der Literatur – nur erhoffen, wenn sie ihre „Methodik aus der Analyse des dichterischen Vorgangs“ gewinne. Geschieht dies, dann erhöht sich nach Szondi die Chance, dass die Literaturwissenschaft ihr analytisches Instrumentarium nicht

Kriterien unterwirft, die dem dichterischen Vorgang, das heißt dem Prozess der literarischen Erschließung oder Problematisierung von Sachverhalten, Zuständen oder Geschehnissen, „inadäquat“ bleiben müssen.

Bleibt auch in Szondis Traktat „Über philologische Erkenntnis“ der Grundsatz der ‚Adäquanz‘ etwas erläuterungsbedürftig, wohl auch deshalb, weil dieser Grundsatz als „Anspruch“ formuliert ist, so ist doch seine analytische Funktion klar: Der oftmals „merkwürdigen Geringschätzung“ der Literatur auch und zuweilen gerade bei denen, die sich professionell mit ihr beschäftigen, setzt Szondi die Forderung einer Literaturwissenschaft entgegen, die ihre Aufmerksamkeit auf die „Analyse des dichterischen Vorgangs“ richtet, und zwar in dem Sinne, dass sie Literatur auf die je spezifische „Logik ihres Produziertseins“ hin befragt. Szondi zufolge eröffnet sich die Möglichkeit philologischer Erkenntnis nur in einer Lektüre, in der die Prämissen dieser Logik durch die Methoden und Kriterien der Wissenschaftssprache nicht unterboten werden.

Kann nach Szondi „philologische Erkenntnis“ im Umgang mit Literatur nur aus einer Befragung der „Logik ihres Produziertseins“ (Szondi zitiert mit dieser Wendung eine Stelle aus Adornos Studie „Valéry's Abweichungen“) resultieren, dann ist damit allerdings auch gesagt, dass Literaturwissenschaft – sofern sie auf „philologische Erkenntnis“ aus ist – nicht allein ‚Werke‘ zu ihrem Gegenstand hat, sondern ebenso den je spezifischen Begleitumständen Rechnung tragen sollte, die das Zustandekommen – oder auch das Nicht-Zustandekommen – literarischer Arbeiten in ihrer ganzen Vielfalt bedingen oder befördern.⁹

IX

Für eine Analyse der Gegenwartsliteratur heißt dies: Die Literaturwissenschaft muss wissen wollen, sie muss wissen können wollen und sie muss schließlich tatsächlich ein *Know-how* darüber erwerben, *wie* in einem Text der Gegenwart eine Welt entworfen oder verworfen wird. Zudem muss sie darauf hinarbeiten zu erkennen, *wie* – das heißt unter welchen Umständen und mit welchen Mitteln – dieser Entwurf seinerseits produziert wird oder produziert worden ist. In der etwas rätselhaften Rede von der „Logik des Produziertseins“ sind diese beiden Aspekte nicht deutlich voneinander unterschieden. Es wäre aber nötig, diese beiden Aspekte auseinanderzuhalten, um dann beide gleichermaßen in die Analyse einbeziehen zu können. Der eine betrifft die textimmanente Logik der Produziertheit des literarischen Weltentwurfs, der andere betrifft das gesamte Rahmenwerk der Produktion des Textes selbst: vom Schreibtisch und der Ideenwerkstatt im Kleinen bis zum Literaturbetrieb und seinen ökonomischen

⁹ Alle bisherigen Zitate nach: Peter Szondi, „Über philologische Erkenntnis“ (erstmalig 1967 erschienen im Rahmen der *Hölderlin-Studien*), in: ders., *Schriften I*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978, S. 263-286, hier S. 286.

und medialen Gesetzmäßigkeiten im Großen. Man kann diese beiden Aspekte auch am Begriff der ‚Poetik‘ oder der ‚Poetologie‘ verdeutlichen – und würde damit gleichzeitig aufmerksam werden auf eine eigenartige Einseitigkeit in der konventionell gewordenen Verwendung dieser Begriffe.¹⁰

Man hat sich inzwischen fast schon gewöhnt daran, dass mit der ‚Poetik‘ eines Textes die Art und Weise verstanden wird, wie *in* einem Text – zu erschließen über eine Analyse seiner rhetorischen oder performativen Struktur – ein Imaginationsraum hergestellt wird. Dass der Text selbst aber erst einmal hergestellt werden muss, das heißt: dass er erst einmal *geschrieben* werden muss, ist eine Tatsache, die in der Literaturwissenschaft aufgrund einer durch die Tradition der Hermeneutik begünstigten Konzentration auf Texte, und nicht auf Produktionsweisen, immer noch weitgehend unberücksichtigt geblieben ist, die aber ganz klar in den Zuständigkeitsbereich einer ‚Poetik‘ gehört. Bei historischen Analysen gibt es verständliche Gründe dafür, warum die Literaturwissenschaft bislang eher zurückhaltend verfahren ist, wenn es darum ging, Schreibprozesse zu analysieren. Denn in aller Regel gibt es ein Dokumentationsproblem: Der Schreibprozess ist immer schon ein vergangener Prozess, und Aussagen über ihn lassen sich grundsätzlich nur an den Spuren seiner Ergebnisse und zudem nur dann, wenn diese Spuren überhaupt überliefert sind, überprüfen. Doch einmal abgesehen davon, dass sich auch eine Analyse solcher Spuren als äußerst aufschlussreich im Hinblick auf die Produktionslogik eines Werkes herausstellen kann, so wäre es sicherlich verkehrt gedacht, aus der historischen Problematik Konsequenzen für die Gegenwart und eine Analyse der Gegenwartsliteratur zu ziehen, für die der Prozess der Historisierung ja noch nicht abgeschlossen ist, sofern er im Einzelnen überhaupt schon begonnen hat.

In dieser Offenheit liegt gerade *eine* der Chancen einer gegenwartsinteressierten Literaturwissenschaft: Sie kann sich offensiv mit Produktionsprozessen der Gegenwartsliteratur auseinandersetzen und gleichzeitig selbst zu einer geeigneten Materialgrundlage für eine Analyse dieser Produktionsprozesse beitragen. Das kann etwa in Form von Werkstattgesprächen geschehen, in Form von Gegenwartsarchivierungen jeder denkbaren Art. Dabei ginge es keineswegs darum, das Werk aus seiner Genese oder gar aus den Selbstkommentaren des Autors zu erklären. Dieser Kurzschluss ist ebenso langweilig wie unproduktiv.

¹⁰Szondi hat diese Fährte nicht weiterverfolgt. Er wandte sich vielmehr fast ausschließlich – ganz in der Tradition der Hermeneutik stehend – den textimmanenten poetischen Signalen zu. Entsprechend kamen die produktionsästhetisch relevanten Faktoren in seinen Analysen zu kurz – oder wurden allein im Gestus der Frage, ob sie überhaupt von Relevanz sein können, markiert (so etwa in den Celan-Studien). Wenn hier also auf Szondi rekurriert wird, dann nicht im Sinne einer Rückvergewisserung in einem bereits bekannten Theoriegebäude, sondern im Sinne einer Weiterarbeit an einer Frage, die von Szondi selbst nicht beantwortet, wohl aber gestellt worden ist. Die Aktualität von Szondi – seine Gegenwärtigkeit – liegt entsprechend genau in den von ihm unbeantwortet gelassenen, aber eben deshalb anhaltend aktuell bleibenden Fragen.

Nein, es geht darum, die Werkstätten literarischer Prozesse ihrerseits als Orte oder Felder, die einer bestimmten Poetik folgen oder eine solche entwerfen, zu begreifen.

Die Art und Weise, wie Schriftsteller – und darüber hinaus deren Verleger und Agenten – ihre Werke herstellen, inszenieren und gegebenenfalls kommentieren, impliziert ihrerseits eine Poetik, die durch die Frage, ob Dichter nun lügen oder nicht, ob sie mit ihren Aussagen falsch liegen oder nicht (das wäre die konventionelle hermeneutische Perspektive, die auf die Richtigkeit von Aussagen aus ist und nicht auf die Analyse ihrer Produktivität), nur völlig unzulänglich beschrieben wäre. Dabei schließt eine Analyse der Rahmenbedingungen literarischer Arbeit, zu denen auch Selbstbezugnahmen und mediale Positionierungen gehören, die Analyse interner Textstrukturen in keiner Weise aus. Im Gegenteil: Beide Analyseformen können dadurch, dass sie die jeweils andere mit in die Untersuchungsperspektive einbeziehen, nur gewinnen. Denn schließlich spielt sich die Poetik eines literarischen Textes auf mehreren Ebenen ab, und diese Mehrschichtigkeit gilt es im Blick zu behalten.

X

Versteht man Gegenwartsliteratur als Literatur, die in der Zeit entsteht, an der man selber als Leser teilhat, dann stellt eine solcherart verstandene Gegenwartsliteratur andere Ansprüche an die Rezeption, auch die literaturwissenschaftliche, als Literatur der Vergangenheit, haben sich doch im Falle der Gegenwartsliteratur für deren Rezeption in der Regel noch keine kanonisierten Verfahren herausgebildet, es sei denn jene der Literaturkritik. Deren Verfahren bleiben allerdings selbst genau in dem Maße untersuchungs- und als im besten Sinne *fragwürdig*, wie sie ihrerseits Wertungen und Befindlichkeitsbekundungen der Analyse vorziehen (was zum Glück nicht immer der Fall ist).

Die Chance der Literaturwissenschaft im Umgang mit Gegenwartsliteratur besteht darin, dass sie, motiviert durch eine noch unverfestigte Rezeptionssituation, die Grundlagen ihrer analytischen Tätigkeit selbst mitgestalten kann. Richtet sie ihr Interesse auf die eben angesprochene mehrschichtige Produktionslogik und also auch auf entsprechende Arbeitsweisen, so wird sie sich darum bemühen, die materialen und medialen Grundlagen poetischer Prozesse in den Blick zu bekommen und gleichzeitig darauf Acht zu geben, wie diese Prozesse koordiniert werden. Dabei kann sie bei der Beobachtung ansetzen, dass einer jeden Produktionslogik auch bereits ein Modus der Rezeption eingeschrieben ist, den man als ‚Selbstrezeption‘ bezeichnen könnte. Und von diesem Modus der Selbstrezeption *im* Akt der Produktion kann die Literaturwissenschaft – bestenfalls – etwas lernen. Das heißt nicht, dass sie sich mit der Literatur in eins setzt, wohl aber dass sie der Literatur – zumindest und zunächst einmal als *Möglich-*

keit – auch eine diskursive Vorbild- oder Vorgabefunktion zugesteht, denn nur so ist es der Literaturwissenschaft ihrerseits möglich, selbst vom Fleck zu kommen, ohne dabei die Verfahrensweisen der Literatur aus dem Blick zu verlieren.

Das ist zugegebenermaßen eine ziemlich optimistische Variante eines möglichen Verhältnisses von Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft. Sie lässt die große Frage der Kanonisierung, die bereits in der Gegenwart stattfindet oder zumindest beginnt, einmal auf sich beruhen, also konkret die Frage, auf welche Exponenten oder Texte der Gegenwartsliteratur sich die Literaturwissenschaft überhaupt einlässt. Vermutlich nur auf diejenigen, von denen sie sich irgendetwas im Hinblick auf ihre eigenen Interessen oder ihr eigenes Begehren erhoffen kann. Vielleicht ist das aber auch ganz gut so.¹¹ Ein Blick zurück in die Geschichte fördert in diesem Zusammenhang jedenfalls Erstaunliches zutage: Es fällt nämlich auf, dass die Chancen zur Herausbildung eines produktiven Verhältnisses zwischen Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft keineswegs eine neue Erfindung ist. Man könnte sogar so weit gehen und sagen, dass sämtliche literaturtheoretischen Bestrebungen, die zu nachhaltigen Zäsuren in der Geschichte der Literaturrezeption geführt haben, ihre ‚Initiation‘ in ihrer jeweiligen Gegenwartsliteratur gefunden haben. Ob das umgekehrte Verhältnis der Literatur zur Kritik oder zur Literaturwissenschaft auf eine ähnlich produktive Weise beschrieben werden könnte, bleibt fraglich, auch wenn es nicht ganz auszuschließen ist. Hier tut sich jedenfalls, von der einen wie von der anderen Seite her gedacht, ein Feld auf, das noch kaum erforscht ist und das weitere Beachtung und Bearbeitung verdient.

Man kennt zwar die Stereotypen, die negativen Stereotypen, die demonstrieren sollen, wie man es *nicht* anpacken sollte: Literatur, die Theorie einfach ‚an-

¹¹Sicherlich trifft es zu, dass die Literaturwissenschaft am Prozess der Kanonisierung von Literatur gleichsam automatisch mitwirkt. Sie tut dies, sobald sie sich mit einem bestimmten Werk oder Phänomen auseinandersetzt und dieses somit bereits durch die schiere Auswahl auszeichnet. Es stellt sich daher die Frage, inwiefern die Literaturwissenschaft den ‚Quasi-Automatismus‘ bei der Wahl reflektieren, ihn gänzlich ausräumen oder gar, umgekehrt, nutzen soll. Die hier eingenommene Perspektive geht nicht davon aus, dass es Aufgabe der Literaturwissenschaft ist, Wertung und somit Kanonisierung mit wissenschaftlichen Kriterien aktiv zu betreiben und, bestenfalls, zu reflektieren. Das literarische Werk oder Phänomen würde dadurch in den Zustand eines bloßen Objekts versetzt, das die Literaturwissenschaft dann primär qualitativ zu beurteilen und zu bewerten hätte. Die epistemologische Schiefelage dieses Modells ist hier nicht näher zu erläutern. Vielmehr ist darauf hinzuweisen, dass die Aufgabe der Literaturwissenschaft darin besteht, und darin soll sie reflektiert sein, die in der Literatur und ihrer Produktion selbst wirksamen Verfahren erst einmal zu erkennen und zu beschreiben und somit einer Analyse zugänglich zu machen. Wenn eine solche Aufmerksamkeit, die eine Wahl voraussetzt, auch eine Wertung implizieren sollte, dann wäre eine solche Wertung, im Sinne einer Wertschätzung, zu affirmieren. Eine implizite Wertung durch Wertschätzung ist so lange kein Problem, wie der Wertschätzende sein etwaiges Begehren, den Daumen hoch oder runter zu halten, seinerseits einzuklammern, auf Distanz zu stellen und somit auch zu reflektieren versteht.

wenden‘ zu können glaubt, wird schnell einmal, wie man mit Hegel sagen könnte, „schal“ – und ebenso wirkt Theorie, die Literatur sein will, schnell einmal komisch. Gleichzeitig bleiben diese Stereotypen ihrerseits fragwürdig, weil sie eine Klarheit in der Trennbarkeit der beiden Bereiche Literatur und Theorie suggerieren, die in einem wirklich strengen Sinne weder exemplarisch noch systematisch einsichtig zu machen ist. Auch in historischer Hinsicht kommt es in diesem Zusammenhang zu aufschlussreichen Verwerfungen, die geeignet sind, das Verhältnis von Literatur und Theorie stärker von ihren Berührungspunkten und Filiationsmomenten als von ihren Absonderungstendenzen her zu bedenken.

Schließlich ist es, um es einmal holzschnittartig deutlich zu sagen, Goethe, der die Goethe-Philologie erfindet; Kleist entwirft das Modell eines genialen Lesers; die Romantiker sind die Gründungsväter der Philologie; der George-Kreis bringt namhafte Literaturwissenschaftler wie Max Kommerell hervor, die gleichzeitig Schriftsteller waren, oder Margarete Susman, die Literaturwissenschaftlerin und Dichterin war und die als erste und mit nachhaltiger Wirkung von einem ‚lyrischen Ich‘ gesprochen hat (überhaupt sind die wichtigsten Beiträge zur Lyriktheorie von Lyrikern selbst formuliert worden); der russische Formalismus formiert sich in direkter Auseinandersetzung und zum Teil in Personalunion mit der historischen Avantgarde, den russischen Futuristen; die Dekonstruktion ist Effekt einer Mobilisierung von Literatur und Kritik im Direktkontakt; die Schreibprozessforschung verdankt wesentliche Impulse der Popliteratur – und so weiter.

Noch einmal: Diese Phänomene lassen sich nicht von der Hand weisen, sie sind aber auch noch nicht wirklich untersucht. Vielleicht kann man aber so viel sagen: Starke Gegenwartsliteratur ist solche, die nachhaltig die Kriterien verändert, mit denen man Literatur insgesamt, und also auch die durch Literatur erschlossene Welt, wahrnimmt. Das ist ein hoher, ja ein maßloser Anspruch, doch wenn es der Literaturwissenschaft gestattet sein sollte, sich von der Gegenwartsliteratur etwas zu wünschen, dann vielleicht dies: dass die Gegenwartsliteratur tatsächlich mit diesem Anspruch auftritt und dabei erfinderisch und kühn genug ist, ihn zukunftsweisend umzusetzen.